

#### 4.4 Eine etwas andere Flanerie

Eine Stadt kann man »nicht (nur) vom Schreibtisch aus begreifen«, »sie [eröffnet] sich in ihrem ganzen Wesen erst denjenigen [...], die sie, zu Fuß, durchwandern« (Schlör 1994: 229). Stadtforschung wird mitunter als eine »Spaziergangswissenschaft« (Burckhardt 2006a) begründet, die es auf »Einblicke« abgesehen hat, die sich nur »im Gehen« (Schlör 1994: 229) ergeben. Einer solchen auf den Flaneur zugeschnittenen Heuristik müsste man (wie schon in Kapitel 2) mit Latour entgegenhalten: »[A]nything related to [...] the ›flâneur‹« (Latour 2008b: 124) ist gerade nicht das, was am Urbanismus das Spannende ist. Der Flaneur steht bei Latour für: »leaving the whole pot of interesting things alone.« (Ebd.: 128) Der ANT-Forscher flaniert also nicht. ANT-Stadtforschung reiht sich damit ein in einen Strang der Urban Studies, der bereits dahin gelangt ist, »[sociology's] preoccupation with the strolling and flânerie of the walking urbanite« (Graham/Marvin 2001: 18) in Frage zu stellen – unter anderem mit Berufung auf eine Vernachlässigung von Infrastrukturen, die mit dieser Vorliebe für den Flaneur einhergehe (vgl. ebd.: 16ff.). Versteht man Flanieren als eine Beschreibung der Stadt »from its street-level intimations« (Amin/Thrift 2002: 11) aus, als »sensory, emotional and perceptual immersion in the passage of the city« (ebd.: 10), ist die Differenz zum Latour'schen Zugang zur Stadt bereits auf zweifache Weise markiert: Wie in den letzten beiden Abschnitten erläutert, bekommt man auf der Straße die Stadt gerade nicht zu sehen. Sie bleibt dem Blick des Flaneurs entzogen. Zudem folgt bereits aus dem Umstand, dass Latour von einer »human-centered social theory« (Latour 2008b: 123) in den Urban Studies wegkommen möchte, die Unmöglichkeit, ANT-Stadtforschung in einem leibphänomenologischen Ansatz aufgehen lassen zu wollen: Die Stadtwahrnehmung des »Patheurs« (Hasse 2012) und die »atmosphärisch-gefühlslräumliche Präsenz« (ebd.: 60, Herv. i. O.) des Stadtraums stehen bei Latour nicht im Vordergrund. Nichtsdestotrotz findet man in Flaneur-Berichten durchaus Beschreibungselemente, die sich in Richtung einer ANT-Perspektive bewegen. Der Flaneur wird daher in diesem Abschnitt noch eine Weile am Leben gehalten und aus der ANT heraus eine etwas andere Flanerie skizziert, die mit einer etwas anderen Art der Stadtbeschreibung einhergeht.

##### 4.4.1 Der marodierende Blick des ANT-Spaziergängers

Die technischen Infrastrukturen, die unter der Asphaltdecke der Straße versteckt sind, kann der Flaneur nicht sehen, doch liegen sie in einem von Baustellen geprägten urbanen Alltag immer mal wieder offen und für jeden einsehbar zu Tage. Der Flaneur-Bericht »Berlin – Ein Stadtführer« (2001) von Vladimir Nabokov beginnt bezeichnenderweise nicht mit einer Schilderung Berliner Sozialfiguren, sondern mit einer Beobachtung der vor seinem Haus liegenden »Röhren«, die als die »eisernen Eingeweide der Straße« beschrieben werden, »noch arbeitslos, noch nicht unter den Boden tief unter dem Asphalt versenkt.« (Ebd.: 16) Nabokovs Blick aus der Straßenbahn schweift nicht über menschliche Gesichter, sondern richtet sich auf die verschiedenen »[ö]ffentliche[n] Arbeiten« (ebd.: 20), die sich ihm darbieten: auf das an den Straßenbahnschienen aufgerissene Straßenpflaster, auf einen Baum, der flach auf einem Wagen liegend durch die Stadt gleitet (vgl. ebd.). An solchen Schilderungen könnte Latour Gefallen fin-

den, rücken doch die Röhren als »humble mediators, [...] despised intermediaries« (Latour/Hermant 2006: 80) in den Blick, die dazu übergehen werden, als fleißige städtische Arbeiter Tag und Nacht ihren Dienst zu verrichten, sobald sie »an Ort und Stelle« installiert worden sind. Der durch die Stadt fahrende Baum versetzt den Leser zurück in die Gründerzeit der Städte, die mit einer »ausgebildete[n] Industrie der Versetzung grosser ausgewachsener Bäume in die Stadt« (Bruch, zitiert nach Geist/Kürvers 1984: 151) einherging, in der »man sich z.B. in Paris keinen Tag aufhalten [konnte], ohne grosse Bäume mit ihrem ganzen, im Erdbereich versteckten Wurzelwerk auf eigens konstruierten [sic!] Wagen durch die Strassen fahren zu sehen.« (Ebd.) Diese Bäume waren unter anderem für Berlins »Zukunftsplätze« bestimmt, die im Jahr 1870 noch »wüst und öde, unreguliert, von stinkenden Sümpfen durchsetzt [...] da[liegen]« (ebd.).<sup>13</sup> Indem er auf Röhren und Baum aufmerksam macht, erinnert Nabokov an die ANT-Lektion, dass der urbane Schauplatz des Geschehens weder »isotopisch«, noch »synchron«, noch »homogen« ist (vgl. Latour 2010a: 344f.): Er wird durch an anderen Orten entwickelte »Formatierungsschablonen« (ebd.: 345) vorstrukturiert, er ist zeitlich gefaltet und wird gerahmt durch eine »Menge nicht-menschlicher [...] Teilnehmer« (ebd.: 347). Streng genommen müsste der Flaneur dem Baum auf seinem Weg durch die Stadt folgen, um die Verbindungen zwischen Orten und mit ihnen jenen Cronon'schen »Kartentyp« (ebd.: 345, Anm. 13) aufzuzeichnen, den Latour so bewundert. Er müsste zudem eine Zeitreise machen: Aus dem »Zeitlupenblick« des klassischen Flaneurs, der die durch die Straßen eilenden Großstädter deshalb so »enerviert« (Hessel 2013: 23), weil er das großstädtische Tempo drosselt, wird unter ANT-Vorzeichen ein Zeitraffer, der auf das Handeln von Akteuren vergangener Zeiten zurückblickt, das in der Gegenwart über die technische Faltung immer noch präsent ist: »That's what explains [...] the constant impression that we all have, in the city, of being overtaken by events. Most of the inhabitants present are not in human form; most human actants have disappeared long ago. [...] [O]bjects transport the action given to them through time« (Latour/Hermant 2006: 72f.).

Zu diesen menschlichen Akteuren, die schon lange wieder verschwunden sind, mit denen die Großstädter aber immer noch über die im Objekt aufgehobene Handlung verbunden sind, zählen allen voran Städtebauer und Architekten. Die Pariser von heute leben »in Haussman's dreams come true« (Latour/Hermant 2006: 75), weil der Stadtbaumeister diese Träume »with tons of stone and steel« (ebd. 74) zu beschweren wusste. Hier den Verbindungen zu folgen hiesse, »to move like ghosts through the walls back to the point from which they've been drawn.« (Ebd.) Genau dies machen Latour und Hermant mit dem Platz vor Notre Dame (vgl. ebd.: 75ff.): Dieser wird nicht auf seine »Aufenthalts- und Erlebnisqualitäten« (Hasse 2012: 60) hin befragt. Noch ist das menschliche Treiben auf diesem Platz von Interesse. Vielmehr wird über eine »box of archives« (Latour/Hermant 2006: 75) dem Platz in seine Vergangenheit (zurück) gefolgt: Als Zeitreisende lassen Hermant und Latour die 1970er Jahre wiederaufleben, in denen der Platz durch zwei Architekten umgestaltet wurde. In einem langwierigen Prozess nahmen die gezeichneten Pläne und gebastelten Modelle materielle Form an, wobei die

13 Diese Zitate stammen aus einem Text von Ernst Bruch, der 1870 unter dem Titel »Die bauliche Zukunft Berlins und der Bebauungsplan« in der Deutschen Bauzeitung erschien ist und eine Kritik am Bebauungsplan Hobrechts formuliert.

Architekten sich immer am historischen Bestand, an den bereits Stein gewordenen Plänen ihrer Vorgänger orientieren mussten (vgl. ebd.: 76). Die *Pointe Latours* und *Hermants* ist hier, dass die »successive interpretations of this square« (ebd.) jeweils mit Gewichten beschwert wurden, die sie dauerhaft haben halten lassen: »Mixed in with tons of stone and steel, the weight of an interpretation is not quite the same!« (Ebd.: 74) Es sind nun aber diese Reihen an Transformationen und Übersetzungen, die den ANT-Forscher interessieren und die – Sedimentschichten gleich – der Flaneur nicht zu Gesicht bekommt, wenn sein Blick an der Oberfläche haften bleibt. Der Blick des ANTlers ist also ein »marodierende[r]« (Reichert 2007), der die Artefakte, Architekturen und Räume nicht intakt lässt, auf die er sich richtet. Sie werden beim Gehen durch die Stadt in die Orte, Zeiten und Zutaten zerlegt, aus denen sie bestehen.

Einen Hauch von ANT verspürt man auch in jenen Flaneur-Berichten, die nicht – wie beispielsweise Henry F. Urbans »Die Entdeckung Berlins« (2015) – die menschlichen »Bewohner und ihre Treiben« (ebd.: 159) illustrieren, sondern beschreibend die »Erfahrung des technifizierten Stadtraums« (Bienert 1992: 57) einfangen. Der Journalist und »Spaziergänger« (ebd.: 48) Joseph Roth schreibt anlässlich seines Aufenthalts in einer Berliner Bahnhofshalle:

»Das Wunderbare erfüllte sich dank einem mathematischen System. Der Zauber hatte ausgerechnete und genaue Fahrpläne zur Voraussetzung. Ein Fahrplan hing an der Wand. Standen darauf Züge verzeichnet, so fuhren sie ab. Die Hebel bewegten sich selbsttätig, der Dampf entzischte geöffneten Ventilen, und alles geschah von selbst. Die Ursachen blieben verborgen und also glaubte man fast, sie bestünden gar nicht.« (Roth, zitiert nach Bienert 1992: 53)

Der ANTler lässt sich hier nicht täuschen und weiß, dass Mechanik und Automatismen nie von selbst laufen, dass die »verborgenen Ursachen« in einer »Black Box« (Callon 2006b: 186) liegen, in der sich ein »Schwarm« (ebd.) an Akteuren verbirgt, von denen man »wenig sehen oder wissen [kann]« (ebd.: 187). Der Flaneur muss sich damit abfinden, dass sich ihm das Soziale beim Gang durch die Straßen nicht »synoptisch« (Latour 2010a: 346, Herv. i. O.) darbietet: Die am einen Handlungsverlauf beteiligten Akteure sind »never visible at the same time« (Latour/Hermant 2006: 71), unter anderem deshalb, »weil sie Teil komplizierter Maschinerien sind, die notwendigerweise verborgen bleiben müssen, damit sie ihren Part als effiziente Zwischenglieder spielen können.« (Latour 2010a: 346) Der Spaziergänger, der in der Bahnhofshalle verweilt, kann die Black Box nicht einsehen, die dem Zauber der Züge und Fahrpläne zugrunde liegt. Der darin verborgene Schwarm an Akteuren bleibt unsichtbar, es sein denn, sie machen sich durch Krisen und Störfälle bemerkbar (vgl. Latour/Hermant 2006: 70) oder werden dadurch »enthüllt«, dass »sie in eine Kontroverse verwickelt werden« (Callon 2006b: 187).

Die analytische Auflösung und Durchsichtigmachung der Objekte ergibt sich folglich auch durch das ANT-Interesse an sozio-technischen Kontroversen. Bei der Beschreibung der Form eines Artefakts, eines Raums oder eines Gebäudes bleibt man nicht stehen, sondern nimmt die Formwerdung mit hinzu, in die eine mehr oder weniger hohe Anzahl an »technischen Kniffen« als Antwort auf ebenso viele heterogene Belange eingegangen sind. Der bescheidene Mülleimer etwa ist nicht nur als Einwohner von Paris interessant, der einen Beitrag zum urbanen Zusammenleben dadurch

leistet, dass er den Müll der Pariser in Empfang nimmt (vgl. Latour/Hermant 2006: 64f.). Interessant ist er auch, weil er eine Formveränderung durchmacht: »[S]ince the big bins with flap lids [...] also attracted bombs, most of them were removed and replaced by little green brackets holding bags that are deliberately transparent so that policemen and guards can check for sticks of gelly next to hamburger scraps« (ebd.: 65). Die unscheinbaren, banalen Objekte im Stadtraum werden spannend, »so interessant wie eine Oper«, »[w]enn man die Einwände rekonstruiert, gegen die sie sich richten« (Latour 1996b: 83). Der *etwas andere* Flaneur durchwandert und beschreibt in diesem Sinne nicht etwa »Euclidian space« (Latour 2008b: 127), sondern »controversies-space« (ebd.: 126). Dass sich Flaneur-Berichte unter ANT-Vorzeichen in eine Rekonstruktion von Design-Kontroversen verwandeln, kann am Beispiel der Börse illustriert werden, die der Spaziergänger Franz Hessel auf seiner Entdeckungstour durch Berlin aufsucht (vgl. Hessel 2013: 114f.). Nach einem kurzen Hinweis auf den architektonischen Stil der Gebäudefassade (»Renaissanceformen«) und das Baumaterial (»Sandstein«) (ebd.: 114), widmet sich der Flaneur dem menschlichen Treiben in den drei großen Börsensälen: Beobachtet wird, wie »sich die Berliner Kaufmannschaft zur Mittagszeit versammelt« (ebd.), das »Meer von Glatzen, unruhigen Schultern, winkenden Händen« (ebd.: 115), die »wilde Menge« und ihre »Gebärden des Kaufs und Verkaufs« (ebd.: 114), die Reaktionen der Händler auf den am Gebäudeausgang stehenden Bettler (vgl. ebd.: 115). Gegenstand der Darstellung ist eher das Soziale in dem Gebäude oder auf dem Börsenparkett als das Gebäude oder das Parkett selbst. Den Analysemodus der sozio-technischen oder auch Design-Kontroverse nimmt dagegen der bereits im dritten Kapitel erwähnte Beitrag Zalooms über Chicago als Wirtschaftsmetropole ein, der über den Streit berichtet, der sich entlang der Gestaltung des Chicagoer Börsensaals entfaltet hat (vgl. Zaloom 2011: 259ff.): »The design of the trading floor [...] was [...] contentious. [...] From the design of the trading pits to the placement of the telephones and the material of floorboards, the architects, board officials, and members debated their vision of optimal arrangements with intensity.« (Ebd.: 259) Architektonische Details und Baumaterialien werden im Zusammenhang mit dem Ziel relevant, den Börsensaal als Handelsraum physisch so zu gestalten, dass er abstrakten Marktidealen entspricht (vgl. ebd.: 259f.). Stützbalken sollten Stützsäulen innerhalb des Saales ersetzen, um eine freie Bewegung, offene Sichtfelder und damit – so die Überlegung – freien und gleichen Zugang zum Markt und freie Konkurrenz zu garantieren (vgl. ebd.: 260). Das Material für den Boden sollte schallabsorbierend sein, um die Akustik im Saal zu verbessern und dadurch sicherzustellen, dass die Marktinformationen akkurat sind (vgl. ebd.). Das Ziel, einen gleichberechtigten Zugang zum Markt zu garantieren, lag schließlich auch der Platzierung der Telefone und Telegrafenstationen als Überlegung zugrunde: Marktvorteile oder Nachteile sollten nicht dadurch entstehen, dass der Zugang zu Kommunikationstechnologien mehr oder weniger innerhalb bzw. außerhalb der Reichweite war (vgl. ebd.: 261). Das Soziale spielt sich also nicht nur in dem Börsensaal ab, es ist ihm vielmehr eingeschrieben. Der Flaneur muss den Stadtraum neu lesen und beschreiben lernen, wie der folgende Abschnitt rekonstruiert.

#### 4.4.2 Verstumte Artefakte zum Reden bringen: Die De-Skription der Stadt

Die urbanen Artefakte der Stadt werden nicht zuletzt auch deshalb übersehen, weil es sich bei ihnen um »stumme Begleiter« handelt, die über den »stille[n] Zwang ihrer materiellen Widerständigkeit« (Prinz/Moebius 2012: 9), über ein »stummes Angebot« (Hörning 2012: 30) das Handeln strukturieren. Auch der ANT-Forscher bekommt es also mit der »Schweigsamkeit des Sozialen« (Hirschauer 2001) als methodischer Herausforderung zu tun: Er muss »das schweigsame, stille, verschlossene Objekt geschwätzig« (Latour 1996b: 82) machen.<sup>14</sup> Die »Objekte zum Reden zu bringen« (Latour 2010a: 137, Herv. i. O.) ist bei Latour eine Variante davon, sie wieder »sichtbar« (ebd.: 346) zu machen, nachdem sie »in den Hintergrund« (ebd.: 346) getreten sind. Die verstummten Objekte wieder zum Sprechen zu bringen heißt dabei, »Beschreibungen ihrer selbst anzubieten, *Skripte* von dem zu produzieren, wozu sie andere – Menschen oder Nicht-Menschen – bringen.« (Ebd.: 137, Herv. i. O.) Eine etwas andere Flanerie geht also mit einer etwas anderen Art der Stadtbeschreibung einher: Der Flaneur muss sich an eine umfassende De-Skription der Stadt, ihrer Artefakte, Architekturen und Räume machen. Geht es bei der Fabrikation der Stadt eher um den Prozess der Einschreibung, also um »the transcription of words into the silence of automatons« (Latour 1996a: 207), steht bei der Stadtlektüre der umgekehrte Prozess auf der Agenda:

»To propose the description of a technological mechanism is to extract from it precisely the *script* that the engineers had transcribed in the mechanisms and the automatisms of humans or nonhumans. It is to retrace the path of incarnation in the other direction. It is to rewrite in words and arguments what has become [...] a mute function.« (Ebd., Herv. i. O.)

Das ethnografische »surfacing of silenced voices« (Star 1999: 383) übersetzt der ANTLer in das »deciphering of *inscriptions*« (Latour 1996a: 207, Herv. i. O.). Der Flaneur muss abermals eine Art Röntgenblick entwickeln, wie Latour am Beispiel einer Ziegelmauer illustriert: »Wenn sie einmal gebaut ist, bringt die Steinmauer kein Wort mehr heraus – auch wenn die Gruppe der Bauleute weiterredet und sich auf der Maueroberfläche Graffiti auszubreiten beginnt.« (Latour 2010a: 136) Nicht aber die *writings on the wall*, sondern die *writings in the wall* gilt es zu entziffern.

14 Hirschauer sucht, wie auch Latour (vgl. Latour 2010a: 248ff.), die besonderen »Leistungen des Beschreibens« (Hirschauer 2001: 430) anerkennend hervorzuheben und die Beschreibung als eine »soziologische Kulturtechnik« (ebd.) stark zu machen, die es mit dem Bezugsproblem der »Grenzen einer soziologischen Versprachlichung des Sozialen« (ebd.: 431) aufnehmen kann. Dabei geht es nicht nur um das »Verstummen der Teilnehmer« (ebd.: 437) in Interviewsituationen, in denen Aspekte sozialer Wirklichkeit abgefragt werden, bei denen die »Verbalisierungsschwellen« (ebd.) hoch sind: »materielle Settings, wortlose Alltagspraktiken, stumme Arbeitsvollzüge« (ebd.). Mit Bezug auf Latour kommt Hirschauer auch auf das Beschreibungsproblem zu sprechen, dass die Dinge ihren Beitrag zur Handlung nicht selbst artikulieren (vgl. ebd.: 446). Auch das bereits angeführte »Voicing« (ebd.: 438, Herv. i. O.) wird aufgegriffen und in Anlehnung an Latour auf ein »Voicing der Dinge« (ebd.: 446) übertragen, das den »Versuch einer verstärkten Repräsentation der stummen Mitbewohner des Planeten« (ebd.) darstellt. Die ANT sei »ein Beispiel dafür, zu welchen Innovationen eine radikalisierte Ethnografie kommen kann, die sich maximal permissiv auf ihren Gegenstand einlässt.« (Ebd.)

Nun hat die Ameise zwar keinen Röntgenblick, sie kann sich aber einer Reihe »spezifische[r] Tricks« (Latour 2010a: 137) bedienen, um die Objekte sichtbar zu machen. Diese sind an verschiedenen Stellen dieser Arbeit schon zur Sprache gekommen: »Unfälle, Defekte und Pannen« (ebd.: 139) führen zu einer »rasche[n] Vermehrung der Daten« (ebd.: 140, Anm. 34): Der ausgefallene Zug, eine störrische Oberleitung oder streikende Lokführer entzaubern das Bahnhofswunder und lenken den Blick schlagartig auf Akteure, die normalerweise durch eine Black Box verhüllt werden. Ein wackeliger Tisch oder ein allzu penetrantes, störendes Parfüm machen deutlich, dass man es in einem Café nicht nur mit menschlichen Partizipanden am Handlungsverlauf zu tun hat (vgl. Latour/Hermant 2006: 70f.). Dabei ist es gerade der Ausfall des Handlungsbeitrags, der ein »Skript« von dem produziert, was ein Akteur normalerweise zur Handlungskette beisteuert. Über »Archive« (ebd.: 140) und »die Berichte der Historiker« (ebd.: 139) kann es dem Forscher zudem gelingen, »den Krisenzustand herzustellen, in dem Maschinen, Apparate und Geräte zur Welt gekommen sind.« (Ebd.: 140) In der Aufbauphase von technischen Infrastrukturen beispielsweise sind »Fragen nach ihrer sinnvollen Verwendung, Standardisierung und Steuerung« (Marquardt 2017: 90) noch virulent. Das Objekt ist umstritten und Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzung, so dass auch hier die »Skripte« offen zu Tage liegen, was das Objekt tun und leisten soll. Vom Berliner Schlüssel – vermutlich einst eines der »alltäglichsten, [...] stummsten Werkzeuge« (Latour 2010a: 139) für einige Bewohner – wollte Latour womöglich gerade deswegen ein »Skript« anfertigen, weil er ihn *nicht* zu nutzen wusste: Ein Artefakt hört auf stumm zu bleiben, »für selbstverständlich gehalten zu werden, wenn sich ihnen Nutzer nähern, die durch *Distanz* ungeschickt und unwissend geworden sind – zeitliche Distanz wie in der Archäologie, räumliche Distanz wie in der Ethnologie, Distanz in der Geschicklichkeit beim Lernen.« (Ebd.: 139, Herv. i. O.)<sup>15</sup> Mit der Mietskaserne auf tiefen Baugrundstücken oder dem Hochhaus am Breitscheidplatz wurden schließlich »Innovationen in der Werkstatt des Handwerkers [...], in der Entwicklungsabteilung des Ingenieurs, im Labor des Wissenschaftlers« (ebd.: 138) studiert – Situationen, die deswegen so viele Daten abwerfen, weil hier die »soziotechnischen Kontroversen« offen ausgefochten und die Objekte in Form von »Meetings, Plänen, Entwürfen, Regelungen und Erprobungen« verhandelt werden (ebd.). Die Neugestaltung des Vorplatzes von Notre Dame wird begleitet von einer Flut von Plänen, Entwürfen, Berichten, Modellen, die verschiedene Kommissionen und mit diesen mehrere Änderungen durchlaufen (vgl. Latour/Hermant 2006: 76). Studiert man dieses Material und diesen Prozess, hat man den Platz zum Reden gebracht, ein »Skript von dem produziert, wozu er andere Menschen und Nicht-Menschen bringen soll« – etwa »die Kathedrale zur Geltung bringen« oder »den Verkehr umleiten« (vgl. ebd.: 76). Ebenso war Aramis eine solche Innovation, »the subject of our discourse« (Latour 1996a: 76). Projekte sind »full of sound and fury,

15 Für den letzten Aspekt einer »Distanz in der Geschicklichkeit beim Lernen« liefert Twain ein gutes Beispiel: Er schildert die routinierte Nutzung der pferdegezogenen Straßenbahn durch die Berliner (vgl. Twain 1963: 91f.), fügt dem aber die Anekdote hinzu, dass laut Information eines »native[s]« (ebd.: 92) die Pferdewagen vor 30 Jahren, als sie noch neu waren, von der Bevölkerung nicht genutzt wurden – aus Angst und Unsicherheitsgefühl (vgl. ebd.). Das Objekt war zu diesem Zeitpunkt also noch sichtbar und ist erst mit erlerntem Gebrauch in die kulturelle Unsichtbarkeit abgerutscht.



arguments and battles« (ebd.: 76), fertige Objekte dagegen bringen wie die Steinmauer kein Wort mehr heraus: Während für die Schwester von Aramis, eine in Lille erfolgreich in Betrieb genommene, automatisierte U-Bahn, gilt: »it has become invisible by virtue of its existence« (Latour 1996: 76), »a means of transportation, [...] reliable, silent« (ebd.: 76), »a mute thing« (ebd.: 104), bleibt Aramis durchgehend sichtbar, weil er nie realisiert wurde, immer Projekt geblieben ist und somit nie in den Hintergrund treten durfte. Der Flaneur muss folglich dazu übergehen, ein Projekt-Studium zu machen, anstatt die Objekte der Stadt (etwa bei einer U-Bahn-Fahrt) zu beschreiben.

Der Flaneur ist also maßgeblich damit beschäftigt, »Skripte« zu lesen und anzufertigen. Damit muss auch die in Kapitel 3 nahegelegte Lesart der ANT als einer Theorie, für die nicht »alles in der Hauptsache Text, Diskurs« (Eßbach 2001: 132) ist, die nicht die »Dinge verschwinden [lässt], sie [...] entmaterialisiert«, indem sie aus ihnen »Text und Symbole« (Hörning 2012: 36) macht, modifiziert werden. Man erwartet von der ANT und dem von ihr vorgenommenen »Turn To Things« (Preda 1999) eine Erforschung der Materialität, und ist dann überrascht angesichts der doch recht starken Präsenz von Text in Latours Werken. Der Ingenieur, der zusammen mit Norbert das Testgelände von Aramis betritt (vgl. Latour 1996a: 214), tut dies in der Erwartung, nun endlich »something solid« (ebd.) zu sehen zu bekommen. Stattdessen werden die beiden Forscher mit »millions of dossiers«, »plans and blueprints« (ebd.: 222) konfrontiert. Selbst das fertige Artefakt wird von Texten begleitet: »[M]echanisms are saturated with instructions for using them, with technical notices and maintenance diagrams that make it possible to read them like a book.« (Ebd.) Latour greift diesen Gegensatz zwischen Dingen und Zeichen, zwischen Materialismus und Textualismus, in gewohnt spielerischer Weise auf: Norbert, ausgebildet in der Ära Barthes und Lacan (vgl. ebd.: 103), ist ein Kind seiner Zeit und geprägt von einer Reihe französischer Intellektueller, die eine Schwäche hatten »for seeing texts everywhere.« (Ebd.: 103) Der Ingenieur beharrt dagegen auf der handgreiflichen Gegenständlichkeit seines Untersuchungsobjekts: »I refused to confuse motors and railroad tracks with words.« (Ebd.: 104)

Wie so oft bei Latour löst sich der Disput zusammen mit dem Dualismus auf – in diesem Fall der zwischen Zeichen und Ding, Geist und Materie. Eine Sozialtheorie, die dazu übergeht, überall nur Stoffliches zu sehen, wo zuvor (wie vom *cultural turn* oder auch *linguistic turn* nahegelegt) nur Sprache und Symbol war, verfährt nicht weniger einseitig als ihr kulturalistischer Vorgänger. Latour mahnt dagegen, »to be very careful not to differentiate too hastily between signs and things, between projects and objects, between fiction and reality« (Latour 1996a: 24). In der Technik (und mit ihr auch in der Stadt) hat man es eher mit einem fluiden Kontinuum als mit zwei säuberlich voneinander trennbaren ontologischen Bereichen zu tun hat, zwischen denen eine klare Grenze verläuft: »[T]he figures may move from text to object or object to text while passing through every imaginable ontological stage.« (Ebd.: 81) Der Moderne, der hofft, entweder »nur« in den Zeichen oder »nur« in der Materie die Essenz der Dinge ausfindig gemacht zu haben, trifft in der Praxis auf Hybride, die »half spirit and half matter« sind, »without ever crossing the famous barrier between sign and thing, between spirit and matter.« (Ebd.: 222) Zwischen Materie und Texte gibt es allenfalls graduelle Unterschiede (vgl. ebd.). Am Anfang ist das Objekt immer nur Text auf einem Stück Papier: »[E]very machine is first of all a text, a drawing, a calculation, and an argument.«

(Ebd.) Jedes technologische Projekt fängt damit an, *Fiktion* zu sein (vgl. ebd.: 18, 81). Ingenieure sind Romanciers (vgl. ebd.: 24): Ihre Erfindungen sind genauso wie *Science Fiction*-Romane zunächst nicht viel mehr als Ideen im Kopf, Schriftzeichen oder Skizzen auf einem Stück Papier, ein Projekt »circulat[ing] from office to office in the form of paper, plans, departmental memos, speeches, scale models« (ebd.). Dieses Textmaterial kann für den ANT-Stadtforscher relevanter und instruktiver sein als der gebaute Raum »dort draußen«, denn mit den vielen geschriebenen und gezeichneten, aber nie realisierten Idealplänen der Stadt und mit den »thousands of projects that slumber in the engineers' drawers« (ebd.: 142) tut sich eine »unsichtbare Stadt« (Schäche 1987) auf, die »weitaus reicher, vielschichtiger und inhaltlich brisanter [ist] als die vergleichsweise bescheidenen physischen Ablagerungen der gebauten Realität.« (Ebd.: 105) Gemeint ist die »Fiktion« (ebd.: 117) der »phantastischen« (ebd.: 106), »der gedachten, geträumten, der *imaginären* Stadt« (ebd.: 105, Herv. i. O.), die das unsichtbare Gegenstück zur »stoffliche[n] gebaute[n] und damit konkret wahrnehmbare[n] Stadt« (ebd.) bildet und die in diversen architektonischen Entwürfen und Wettbewerbsbeiträgen konkrete Form annimmt. Für Latour ist »die Ressource der Fiktion« (Latour 2010a: 141) – »die Verwendung von kontrafaktischer Geschichte, Gedankenexperimenten und ›Szientifikation‹<sup>16</sup>« (ebd.) – ein weiterer Kunstgriff, mit dem Objekte zum Reden gebracht und ihre ›Skripten‹ entfaltet werden können, denn in der Fiktion wird viel ausführlicher und mit mehr Freiheiten dargelegt, welche Rolle die Objekte zu spielen haben. Bei der Lektüre von Architektur- und Stadtutopien muss man sich also nicht mehr »von der peniblen Sorgfalt überrascht« (Bauman 1997: 208) zeigen, »mit der sich die Autoren der Anlage von Straßen und öffentlichen Plätzen widmen, dem Entwurf von Häusern, den spezifischen Besonderheiten der Anzahl ihrer Bewohner und ihrer Bewegungen durch öffentliche Räume; überrascht vom ungewöhnlich großen Textanteil, der diesen Fragen gewidmet wird« (ebd.). Wo Bauman diesen hohen textuellen Aufwand auf das Ordnungsstreben moderner Stadtplaner zurückführt (vgl. ebd.), freut sich der ANTler über die Skripte, die solcherart von öffentlichen Räumen, Straßen und Plätzen angefertigt werden.

Die Fabrikateure der Stadt befinden sich also noch »in the realm of signs, language, texts« (Latour 1996a: 24), wenn sie ihre Objekte zu Anfang im Medium der Fiktion konstituieren. Mit der technischen Delegation wird das Reich der Zeichen dann allmählich

16 Bei »Aramis« handelt es sich um »a [...] case study in scientification« (Latour 1996a: vii) – ein »hybrid genre« (ebd.: ix), das »the novel, the bureaucratic dossier, and sociological commentary« (ebd.: viii) miteinander verbindet und das technologische Objekt zum »central character of a narrative« (ebd.: vii) macht. Als Stilmittel gibt ›Szientifikation‹ einem scheinbar langweiligen Gegenstand das Drama zurück: »Aramis« ist eine turbulente Liebesgeschichte (vgl. ebd.: vii, 149) und eine »investigation of a recent murder: ›Who killed Aramis?‹« (Ebd.: 2). Als hybride Textgattung soll Szientifikation damit die Fusion zweier Welten – Technik und Gesellschaft – performativ in Szene setzen (vgl. ebd.: viii): Den Sozialwissenschaftlern wird gezeigt, dass es sich bei technischen Objekten um »cultural objects worthy of their attention and respect« (ebd.: viii) handelt, während den Technikern vor Augen geführt wird »that they cannot even conceive of a technological object without taking into account the mass of human beings with all their passions and politics and pitiful calculations« (ebd.: viii). Der Neologismus aus *Science* und Fiktion bringt aber auch den für Latour zentralen Gedanken zum Ausdruck, dass es die Wissenschaftler am Anfang immer mit Fiktion zu tun haben: Sie erträumen »unheard-of-systems« (ebd.: viii), die sich erst allmählich mit Realität aufladen.



verlassen: »the engineer substitutes for the signs he writes the things he has *moblilized*« (ebd.: 81, Herv. i. O.). Am anderen Ende des Kontinuums stößt der Flaneur dann auf das fertige, an Ort und Stelle installierte Objekt, ein »mute thing«, das dem »animal endowed with speech« (ebd.: 104) – also dem Menschen – gegenübertritt. Es wäre nun aber eine falsche Weichenstellung für die Stadtsoziologie, wenn sie (wie auch der Flaneur) an diesem anderen Ende des Kontinuums ansetzt: beim verstummten, materiellen Stadtraum, in dem die Stadtbewohner als *homo symbolicus* den »Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen.« (Blumer 2013: 64) Ding und Zeichen sind hier wieder auseinandergetreten und laden förmlich dazu ein, getrennt voneinander untersucht zu werden – mit der Stadtsoziologie als einer menschenzentrierten Disziplin, die die Materialität der Artefakte in Diskurs, Sinn und Bedeutung auflöst und sie damit an den »Rand des Sozialen« (Eßbach 2001: 123) abdrängt. Sich als Flaneur den *writings in the wall* zu widmen, macht diese Weichenstellung rückgängig, manövriert die Soziologie wieder ein Stück weit in die andere Richtung des Kontinuums. Man dezentriert den menschlichen Zeichengeber und Sinnstifter aber auch, indem man die den Dingen eingeschriebenen Nutzervorstellungen »deskribiert«. Gefragt wird dann quasi nach der Bedeutung, die der Stadtmensch für die Dinge hat und nicht welche Bedeutung die Dinge für den Stadtmenschen haben. Damit rückt ein Gegenstand in den Blick, den Latour und Hermant »Formatting« (Latour/Hermant 2006: 64ff.) nennen und der in Kapitel 1 als die anthropomorphe oder auch anthropogene Eigenschaft von Artefakten vorgestellt wurde.

#### 4.4.3 Das multiple Großstadtselbst

In Kapitel 1 wurde der Gedanke erläutert, dass das menschliche Subjekt keine platonische Essenz ist, sondern variabel hervorgebracht wird durch die Assoziationen mit Dingen, die dem menschlichen Nutzer per Design bestimmte Eigenschaften und Kompetenzen in Form einer Attribution verleihen. Argumentiert wurde, dass nicht nur der Mensch als formgebender Akteur auftritt, sondern dass es auch die vielen den Stadtraum bevölkernden technischen Artefakte und Architekturen sind, die dem Großstadtmenschen seine Form geben. Genau dieser Gedanke wird in »Paris. Invisible City« unter der Überschrift »Formatting« (Latour/Hermant 2006: 64ff.) aufgegriffen und in Bezug auf einen städtischen Kontext entfaltet. Die weiter oben im Zusammenhang mit der Strukturierungsleistung der Dinge zitierte Textpassage muss hier erneut angeführt werden, da sie den Formatierungsgedanken auf den Punkt bringt. Über die Artefakte der Stadt – Ampeln, Sitzbänke, Mülleimer, Reklametafeln, Briefkästen und viele andere Dinge mehr (vgl. Latour/Hermant 2006: 64) – schreiben Latour und Hermant: »Each of these humble objects [...] has a certain idea of the Parisian to whom, through colour or form, habit or force, it brings [...] a distinct attribution« (ebd.: 64). Es handelt sich bei ihnen um »beings [...] which serve as so many affordances« (ebd.: 65). Dieser Angebotscharakter der Dinge bezieht sich aber nicht nur auf das Handeln, das sie ermöglichen, sondern auch auf das angebotene »self« (ebd.: 68): »I'm formatted. I'm afforded possibilities for my existence, based on teeming devices scattered throughout the city. I go from one offer to the next.« (Ebd.: 68) Objekte sind »[a]nthropogenic«: »they format, they multiply opportunities to exist« (ebd.: 72). In der Stadt kommt es zu einem

»[c]onstant bombardment of offers for existing« (ebd.: 69). Die vielen Artefakte verwandeln sich in »proposed selves« (ebd.: 69), so dass sich das Subjekt beim Gang durch die Stadt von Angebot zu Angebot hangelt, »[moving] from one attribution to another« (ebd.: 68). Mit dem Konzept der Formatierung werden auf theoretischer Ebene also die subjektivierenden Effekte der urbanen Artefakte eingefangen, die sich mit Identitäts- und Eigenschaftsangeboten an ihre Adressaten richten. Das Subjekt wird gründlich dezentriert, »verschwindet« aber nicht »wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand« (Foucault 1983: 462), sondern zerfällt in ein multiples, temporäres und lokales Selbst (vgl. Latour/Hermant 2006: 68f.), das quasi nur solange existiert, wie das Artefakt in Gebrauch ist oder der Stadtbewohner sich durch einen spezifischen Raum bewegt.<sup>17</sup>

Nun ist zwar von »selves« (Latour/Hermant 2006: 68) und dem »Me/I« (ebd.: 66) eines Fußgängers die Rede, das der roten Ampel gehorcht und damit die Rolle einnimmt, die diese technische Vorrichtung dem Fußgänger zugewiesen hat (vgl. ebd.). Die theoretische Argumentation läuft im Weiteren aber trotzdem nicht auf eine Mead'sche Theoriefigur à la »taking the role of the thing« (Joas 2001: 93)<sup>18</sup> hinaus. Noch wird eine Stadtsoziologie im Stile Bourdieus skizziert, die rekonstruiert, wie bestimmten Stadtvierteln oder auch Objekten ein identitätsstiftender Lebensstil eingeschrieben ist. Die Variabilität des Großstadtsubjekts wird vielmehr anhand eines Stadtparcours der etwas anderen Art illustriert, bei dem der Stadtmensch mehrere Transformationen hinsichtlich der ihm zugewiesenen Kompetenzen und Eigenschaften durchläuft: »I'm not simply passing through Paris: the ›I‹ also passes through forms of action, regimes of intelligence that are virtually unrelated to one another.« (Latour/Hermant 2006: 67) Ein Bankautomat adressiert das ›I‹ als »generic [...] and ergonomic human being« mit »fairly rudimentary cognitive capacities« (ebd.: 66), da der Bankautomat dem Nutzer nur wenig gedankliche Anstrengung abverlangt, um die Handlung ›Geld abheben‹ zu vollziehen (vgl. ebd.). Ein 80cm hohes Gitter auf einem Mittelstreifen ist die materialisierte Form eines an den Fußgänger adressierten

17 Bei Halbwachs ist dieser Gedanke eines aus dem materiellen Stadtraum bezogenen Selbst bereits vorgedacht, auch wenn er von einer etwas dauerhafteren Verbindung auszugehen scheint: In der täglichen »Berührung« (Halbwachs 1967: 132) mit der unmittelbaren räumlichen Umgebung »verschmilzt« das Leben der Gruppe »mit dem der Dinge« (ebd.). Werden diese Dinge abgerissen oder entfernt, »fühlt« (ebd.: 135) der Einwohner, »dass mit diesen Dingen ein Teil seiner selbst dahingegangen ist« (ebd.).

18 Joas bezieht sich hierbei auf Meads Aufsatz »Das physische Ding« (Mead 1987), mit dem Mead seiner Rekonstruktion der sozialen Genese des Selbst eine entwicklungspsychologische Untersuchung der Dingkonstitution in der Wahrnehmung des Subjekts an die Seite stellt (vgl. Joas 1980: 143ff.). Demnach ist die Voraussetzung für die Dingkonstitution beim kindlichen Spiel eine durch den sensomotorischen Umgang mit den Dingen hervorgerufene Kontakterfahrung (vgl. Mead 1987: 226f.), durch die »wir dem Objekt ein substantielles Inneres unterstellen, von dem der Druck ausgeht, den wir im Umgang als Widerstand des Objekts erfahren.« (Joas 1980: 151, Herv. i. O.) In diesem Sinne erfolgt Dingkonstitution über die Übertragung der »im sozialen Umgang entwickelte[n] Fähigkeit der Rollenübernahme auf den Umgang mit nicht-sozialen Objekten« (ebd., Herv. i. O.): *taking the role of the thing!* Für eine Erörterung der Frage, inwiefern in Anlehnung an Meads Übertragung des Rollenübernahme-Konzepts auf den Umgang mit physischen Objekten von einer *Interaktion mit Dingen* gesprochen werden kann, siehe Knorr Cetina 2007: 286ff. Eine Thematisierung von »Non-humans in Social Interaction« ist zudem bei Cerulo 2009 zu finden.

Ratschlags der örtlichen Behörden, an dieser Stelle nicht die Straße zu überqueren und definiert den Stadtmenschen als ein aus Muskeln bestehender, beweglicher und fähiger Körper (vgl. ebd.), eine »mechanical force« (ebd.: 67), die der Zaun neutralisieren muss. Eine Fußgänger-Ampel wiederum artikuliert den Stadtmenschen als »reader of signs, capable of understanding a prohibition« (ebd.: 67), und verleiht dem Großstädter die Fähigkeit »to obey the symbolic injunction of a red or green sign« (ebd.: 66). Beim Eintritt in eine U-Bahnstation wird der Stadtmensch durch Sensoren in eine Zahl transformiert, die an anderer Stelle benutzt wird, um Besucherströme zu kalkulieren und zu antizipieren (vgl. ebd.: 68). Im U-Bahn-Waggon ist er daher vor allem als Durchschnittsgewicht relevant (vgl. ebd.: 69) und nicht als ein mit Bewusstsein und kognitiven Fähigkeiten ausgestatteter Akteur. Erst der Alarmknopf in der U-Bahn ruft das Subjekt als »source of a responsible and individual act« (ebd.: 69) an. Beim Verlassen der U-Bahnstation folgt der Stadtmensch der Menge »without more active neurons than those needed for triggering the »automatic pilot« that guides me to the exit« (ebd.: 69). Der Stadtmensch wird hier also für kurze Zeit von der Verpflichtung entbunden, ein mit Willen und Bewusstsein ausgestattetes Subjekt zu sein (vgl. ebd.: 69). Er darf einfach nur »dem Weg [folgen], ohne darüber nachzudenken« (Latour 2014: 386).

Der mit diesem Parcours verbundene theoretische Argumentationsstrang läuft auf das Motiv einer verborgenen Makrostruktur hinaus, die sichtbar gemacht und verflacht werden soll: »[T]he self is clearly overtaken but not, as formerly believed, by Society of which it constituted [...] a person, an individual. What surpasses it is the multitude of these beings, these proposed selves with whom it shares its habitat« (Latour/Hermant 2006: 69). Wichtig ist der Hinweis, dass es sich um »selves anticipated and formatted by others« (ebd.: 68) handelt, wobei diese Anderen empirisch bestimmbar sind: Man kann den konkreten Mittlern im Stadtraum nachspüren und der Formatierung bis zurück in die Produktionsstätten folgen, wo Kommunikationsdesigner Leitsysteme entwickeln, Ingenieure Besucherströme kalkulieren und Ergonomen sich über das Design von Automaten oder Postschaltern Gedanken machen. Als Flaneur den Spuren folgen meint hier »following the course of formattings that enable a distributed self at all time to find pieces of software enabling it to move further« (ebd.: 86). Latour und Hermant greifen damit die Vorstellung von »Kompetenzproduzenten« (Latour 2010a: 365, Anm. 29) auf, die in Kapitel 1 bereits Erwähnung gefunden haben. Der dahinter liegende theoretische Gedanke lautet: »Kognitive Fähigkeiten liegen nicht »in mir«, sondern sind in der gesamten formatierten Umgebung verteilt [...]. Wenn es etwas gibt, das nicht »im« Agenten ist, so sind es diese vielen Schichten von Kompetenzproduzenten, die wir ständig herunterladen müssen, um für eine Weile irgendeine Art von Fähigkeit zu gewinnen.« (Ebd.: 365) Diese Mittler sind aber »nicht aus irgendeinem mysteriösen Kontext herabgestiegen«: Sie lassen sich »empirisch nachzeichnen«, ihre »Zirkulation [kann] kartographiert werden« (ebd.). ANT-Stadtsoziologie wird hier erneut zu einer »kartographische[n] Operation« (ebd.: 352), über die all die Akteurs-, Kompetenz- und Persönlichkeitsproduzenten »sich der Feldforschung [öffnen]« (ebd.: 358).<sup>19</sup>

19 Die ANT lässt sich also auch hinsichtlich der Frage alle Türen offen, welches Akteursmodell der Analyse zugrunde zu legen ist. Da Fähigkeiten und Eigenschaften des Subjekts immer als Effekt

Die Software-Metapher, mit der die »Subjektivierer« (Latour 2010a: 372) aller Art als »patches und applets« (ebd.: 358, Herv. i. O.) begriffen werden, die man »herunterladen« (ebd.: 363) kann, ist Latours Versuch, diese Annahme einer prinzipiellen Greifbarkeit unsichtbarer Entitäten zu plausibilisieren. Die Akteure müssen beispielsweise Romane lesen bzw. »herunterladen« (vgl. ebd.: 361), um »zu wissen, wie man liebt« (ebd.). Gefragt wird jeweils nach der »Ausrüstung eines Menschen« (ebd.: 359) – in diesem Falle nach den »Transportmittel[n]« und der »Ausrüstung« (ebd.: 366) der Liebe (vgl. ebd.). Überträgt man diesen Gedanken auf das Thema Stadt, muss nach der Ausrüstung gefragt werden, die den Menschen in die Lage versetzen, Großstädter zu sein. Dieser Aspekt wurde im ersten Kapitel als »urban know-how« (Lofland 1973: 175; vgl. auch Lindner 2017: 38) angesprochen. Als analytischer Kunstgriff bietet sich hier an, die Stadt als einen riesigen »Apparat« zu begreifen, »dessen Gebrauchsweise undurchsichtig ist« (Latour 2014: 317) und sich nur über die mühselige Lektüre einer technischen Gebrauchsanweisung erschließt (vgl. Latour 2010a: 139), die der Städter irgendwo »herunterladen« muss. In einer solchen Situation befinden sich die Zugezogenen vom Land sowie auch die Stadtmenschen, die den Übergang hin zu einer modernen Metropole miterleben: Für sie »[war] Berlin [...] unübersichtlich geworden. Es war eine Stadt im Fluß, [...] die ständig fremde Menschen aufnahm, [...] neue Häuser und Straßen baute, täglich ihr Gesicht veränderte. Das Einverständnis mit dieser neuen Urbanität war noch nicht gefunden.« (Thies/Jazbinsek 1999: 13) Es bedurfte einer Anleitung, der die Großstädter beispielsweise lehrt, wie man mit Fremden umgeht oder wie man die Straßenbahn benutzt (vgl. Lindner 2017: 37). Die »zeitgenössische Großstadtpresse« war ein solches, empirisch aufspürbares »Transportmittel«, »das die Leser an die Hand nahm, indem es sie darüber aufklärte, wie man sich in der Menge bewegt, Rücksicht auf andere nimmt und sich dem großstädtischen Verkehr anpasst« (ebd.: 37) – so zum Beispiel ein Artikel des Berliner Tageblatt aus dem Jahr 1905, der im Namen einer »Erziehung zum Potsdamer Platz« (ebd.)<sup>20</sup> seine Leser in Sachen Großstadtverkehr unterweist. Der Gedanke einer formatierten Umgebung verleiht aber auch der interaktionistischen Unterscheidung zwischen kompetenten und eher unwissenden oder unbeholfenen »participants in the world of strangers« (Lofland 1973: 175) eine neue Wendung, da mit der ANT diese Kompetenz analytisch auch in den typisch urbanen »settings« (ebd.: 168) verankert werden kann. Ob Straße, Café oder U-Bahnhof: Interaktionssequenzen sind den *settings* eingeschrieben und die Rollen, die die Darsteller spielen, gleichsam eingebaut. Um auf das Postschalter-Beispiel zurückzukommen: Ohne trennende Sprechvorrichtung zwischen Kunde und Schalterbeamtin keine kompetenten Interaktionsteilnehmer, die sich an den für die öffentliche Sphäre geltenden Verhaltenscode halten und ihr Gegenüber nicht mit Intimitäten und Privatangelegenheiten belästigen. Das »vorformatiert[e]« *urban setting* lässt die Akteure »lokal und provisorisch kompetent [...] werden« (Latour

---

urbaner Assemblagen zu verstehen sind, als mitunter ephemeres und multiples Produkt, wird man auch keine theoretischen Debatten über die Wesenseigenschaften des typischen Großstadtmenschen führen müssen. Auch hier entscheiden Empirie und Praxis und mit ihnen die Akteure, die ihre eigenen Handlungstheorien haben: »There are as many theories of action as there are actors.« (Latour 1996a: 167, Herv. i. O.)

- 20 Es handelt sich hierbei um den Titel eines Artikels von Eduard Höber aus dem Berliner Tageblatt vom 04.07.1905, der von Lindner zitiert wird (vgl. Lindner 2017: 37).

2010a: 362). Mit anderen Worten: Die städtische Bühne ist alles andere als passiv, sie baut an der Interaktion mit.

Latour nimmt also von der Vorstellung einer »primordialen Autochthonie« (Latour 2010a: 337) des Individuums Abschied, indem er alles, was einen Akteur handlungsfähig macht, »von ›außen‹« (ebd.: 369) kommen lässt: »Ein ›Akteur‹ zu sein ist nun endlich eine vollständig artifizielle und vollständig nachzeichenbare Versammlung.« (Ebd.: 360) Ebenso wie mit der Handlungsfähigkeit des Akteurs verfährt Latour auch mit seiner »Innerlichkeit« (ebd.: 357): »Man muß eine Menge Subjektivierer abonnieren, um ein Subjekt zu werden, und eine Menge Individualisierer herunterladen, um ein Individuum zu werden« (ebd.: 372). Auch das Subjekt und sein Innenleben haben »eine Fabrik« (ebd.: 367), auch »Innenwelten werden auf [...] komplizierte Weise gebaut« (ebd.: 368). Erneut setzt der ANT-Forscher dazu an, einen »Fabrikationsmechanismus sichtbar und damit verfolgbar« (ebd.: 57) zu machen: Ermittelt werden müssen die »Typen von ›subjekt-transportierenden‹ oder psycho-morphen Mittlern« (ebd.: 369), die »*Subjektivierer*, *Personalisierer* oder *Individualisierer*« (ebd.: 357, Herv. i. O.), die es dem (Großstadt-)Subjekt erlauben, »etwas Innerlichkeit zu gewinnen.« (Ebd.: 369, Herv. i. O.) Der Forscher ist damit vor die methodische Herausforderung gestellt, »[j]ede einzelne Entität, die die frühere Innenwelt bevölkerte, aus der Außenwelt kommen zu lassen, nicht als negativer Zwang, der ›die Subjektivität einschränkt‹, sondern als ein positives *Angebot* zur Subjektivierung.« (Latour 2010a: 367, Herv. i. O.) Stadtsoziologisch gewendet heißt das, jenes konstante Bombardement mit Existenzofferten bzw. den »Schauer angebotener Subjektivitäten« (ebd.: 359), dem das Subjekt in der Metropole ausgesetzt ist, der empirischen Feldforschung zugänglich, sie sichtbar, registrierbar, greifbar zu machen. Der ANTler wählt hier nicht den Weg der interpretierenden und sinndeutenden Introspektion, um die Fabrikation des Großstadtsubjekts nachzuvollziehen. Er spürt den Bausteinen der Innerlichkeit in der (städtischen) Umgebung nach und setzt dabei ganz auf das Potential des Internets und der neuen digitalen Methoden (vgl. Latour 2013a): Das Subjekt »hinterlässt digitale Spuren« (ebd., im Titel) und macht damit gleichsam öffentlich, wie seine Innenwelt aufgebaut ist und welchen Existenzofferten es nachgegeben hat. Latours Argumentation nach hatte die Sozialtheorie gar keine andere Möglichkeit, als das Soziale und das Psychologische als getrennte Bereiche zu behandeln (vgl. ebd.: 121) und die »Subjektivität« als »das innere Heiligtum« (ebd.: 122) anzusehen, zu dem man keinen oder nur schwer Zugang findet, weil es schlichtweg an methodisch-praktischen Möglichkeiten fehlte, die »Sichtbarkeit« (ebd.) der Subjektivität produzierenden Wesen herzustellen. Die neuen digitalen Welten jedoch erlauben eine neue »*Verfolgbarkeit*« (ebd.: 129, Herv. i. O.): »Die genauen Kräfte, die unsere Subjektivität formen [...], können nun allesamt von den Sozialwissenschaftlern untersucht werden. Es ist, als wären die inneren Funktionsweisen privater Welten aufgebrochen worden, weil sich ihre In- und Outputs inzwischen vollständig zurückverfolgen lassen.« (Ebd.: 121) Die »komplexe Ökologie unseres Geistes« (ebd.) wird zunehmend *sichtbar* (vgl. ebd.). Latour löst hier ein weiteres Mal die Trennung zwischen Geist und Materie und mit ihr auch die zwischen ›innerer‹ und ›äußerer‹ Urbanisierung auf. Mit der ANT als Reiseführer im Gepäck »ändert sich [...] ein für allemal der ganze Schauplatz von Innenwelt- und Außenwelt« (Latour 2010a: 373). Aus der Frage nach dem »Werden des Stadtmenschen« (Korff, zitiert nach Lindner 2017: 30) wird die nach der Fabrikation des Großstadtsub-

jekts. Was Latour dabei in Aussicht stellt, ist die Möglichkeit der empirischen Durchleuchtung eines Zusammenhangs, der bisher eher in Form einer Trope zum Ausdruck gebracht wird und für die Geddes ein Beispiel gibt: »Boston«, it is said, »is not a place; it is a state of mind.« (Geddes 1968: 20). Wie diverse Filme und Songtitel informieren, gibt es auch einen »New York State of Mind« oder einen »Berlin State of Mind«. <sup>21</sup> Jede Stadt baut auf spezifische Weise an der Innerlichkeit, der Subjektivität und dem Selbst ihrer Großstadtsubjekte mit. Aus ihr beziehen die Großstädter ihre »Seelensupplemente« (Latour 2010a: 361). Diesen Fabrikationsmechanismus sichtbar zu machen, ist die neue Beschreibungsaufgabe für den Flaneur.

Dieses Verfolgen der »Seelensupplemente« soll abschließend anhand zweier Beispiele kurz skizziert werden. Latour spricht im Zusammenhang mit der Produktion von Innerlichkeit auch von »kulturellen Klischees« (Latour 2010a: 361), die heruntergeladen (vgl. ebd.) und »absorbiert« (ebd.: 360) werden. Nun ist gerade »Berlin [...] die Stadt der oberflächlichen Klischees« (Holm 2014: 15) – von Klaus Wowereits berühmten Slogan »Berlin ist arm, aber sexy« über Berlins vermeintliche *Coolness* (vgl. ebd.) bis hin zu dem allgemein bekannten Umstand, dass der Berliner aufgrund seiner Kaltschnäuzigkeit »der säuerlichste aller Weltstädter« (Urban 2015: 48) ist. Da viele dieser Berlin-Tropen auch zur Vermarktung Berlins genutzt werden (vgl. Holm 2014: 15), kann man die Imagekampagne »be Berlin« auch als einen *Subjektivierer* analysieren, der »außen« zirkuliert« und »in den Vordergrund gerückt werden« (Latour 2010a: 361) muss. Die auf das Jahr 2007 zurückgehende (und in einem konkreten Büro und von konkreten Personen konzipierte) Kampagne hatte nicht nur geradezu anrufenden Charakter (»be Berlin!«/»Sei Berlin!«), sondern bot sich den Berlinern auch dadurch als Personalisierer an, dass sie zum Nachdenken darüber aufgefordert wurden, was es heißt, ein Berliner oder eine Berlinerin zu sein. Via Kino-, Fernseh- und Radiospots wurden die Berliner zum Mitwirken motiviert, um so »den Geist Berlins [zu] »kondensieren«« (Bollwahn 2008, o. S.). Auf einem Online-Portal konnten die Stadtbewohner beispielsweise Geschichten einstellen, die sie mit der Stadt assoziieren. Diesen »Geist Berlins« ließ man dann wieder durch die Stadt zirkulieren – in der sehr konkreten, materiellen Form von Plakaten, Postern und Gratispostkarten, auf denen in roten Sprechblasen Sprüche wie »sei kiez, sei kult, sei Berlin« oder »sei unikat, sei delikat, sei Berlin« standen (vgl. ebd.). Es sind mitunter Mittler wie diese, denen der Flaneur auf der Spur ist, wenn er mit der ANT durch die Stadt spaziert.

Ein Beispiel Latours bezieht sich bezeichnender Weise nicht auf den Geist, sondern auf den Körper: »Dieser Ton der Stimme, diese ungewöhnliche Ausdrucksweise, diese Handbewegung, diese Gangart, diese Körperhaltung – sind sie nicht ebenfalls zurückverfolgbar?« (Latour 2010a: 361) Latour bezieht sich hier auf Marcel Mauss' Text über Körpertechniken, aus dem er eine längere Passage zitiert (vgl. ebd.: 363ff.), unter anderem folgenden, oft angeführten Absatz:

»Ich war krank in New York. Ich fragte mich, wo ich junge Mädchen gesehen hatte, die wie meine Krankenschwestern gingen. [...] Ich fand schließlich heraus, daß es im Ki-

21 Vgl. zum Beispiel den Musiktitel »New York State of Mind« von Billy Joel oder den Dokumentarfilm »A Berlin State of Mind« (Saposchnikow 2014).



no gewesen war. Nach Frankreich zurückgekehrt, bemerkte ich vor allem in Paris die Häufigkeit dieser Gangart [...]. In der Tat begann die amerikanische Gangart durch das Kino bei uns verbreitet zu werden. [...] Die Stellung der Arme, der Hände während des Gehens, stellen eine soziale Eigenheit dar und sind nicht einfach ein Produkt irgendwelcher rein individueller, fast ausschließlich psychisch bedingter Handlungen und Mechanismen.« (Mauss 2010: 202)<sup>22</sup>

Mit anderen Worten: Die Großstädter lesen nicht nur Romane, sie gehen auch ins Kino und sehen sich dort Filme an, die neben der Seele auch den Körper formen. Auch die Habitus-Genese hat also ihre ›Transportmittel‹, ihren Fabrikationsmechanismus, der zumindest dem Anspruch nach empirisch greifbar und nachverfolgbar ist. Körper wie Psyche des Großstädters sind »eine vollständig artifizielle und vollständig nachzeichenbare Versammlung.« (Latour 2010a: 360) Möchte der Flaneur ›die Fabrik‹ des Großstädters genauer inspizieren, muss er nach den Ingredienzen fragen, aus denen sich diese ›Versammlung‹ zusammensetzt: »Wenn wir damit begännen, den Ursprung jeder unserer Eigenheiten zu überprüfen, wären wir dann nicht auch hier wieder in der Lage, dieselbe sternförmige Gestalt zu zeichnen, die uns zwänge, viele Orte, Menschen, Zeiten, Ereignisse wieder aufzusuchen, die wir größtenteils schon vergessen hatten?« (Ebd.: 360) Stadtforschung wird nochmals zu einer kartografischen Operation, nur dass diesmal das Großstadtsubjekt auseinandergezogen wird, um es in ein Akteur-Netzwerk zu verwandeln.

#### 4.5 Eine lebensfrohe Stadtsoziologie jenseits von Nostalgie und Ohnmacht – oder: Wie man machtrunkene Stadtsoziologen ausnüchtert

In »Paris. Invisible City« wird mit der Abgrenzung oder vielmehr Polemik gegenüber einer bestimmten Form der Sozial- und Gesellschaftskritik (vgl. Latour 2007) ein weiterer Aspekt des Latour'schen Denkens übernommen und mit dem Plädoyer für eine Forschungsstrategie der Sichtbarmachung verbunden. Latours Einwand gegenüber dem, was er summarisch die kritische Soziologie nennt (vgl. Latour 2010a: 59, 87, 148, 218 und weitere), beruht auf der bereits in Kapitel 3 dargelegten Argumentation, dass der ANT-Forscher die von den Soziologen eingesetzten Kausalkräfte stets als zu erklärende Phänomene behandeln muss, indem er ihre Immanenz und Gemachtheit empirisch aufzeigt. Eine Variation dieser Theoriefigur greift nun auch bei dem, was man Latours Kritik an der Kritik nennen könnte, die sich jedoch nicht auf spezifische Inhalte kritischer Theorie- und Soziologieprogramme bezieht, sondern auf die zum Einsatz gebrachte »machtvolle Erklärung« (Latour 2005b: 72). Auch was die kritikwürdigen Elemente des Lebens angeht, will die ANT keine positive Aussage über die Welt machen, sondern eine Theorie darüber sein, wie die Welt zu untersuchen ist. Im Kern lautet der Vorwurf an die kritische Soziologie, dass sie die Welt nicht ausreichend untersucht, den Leviathan nicht genug durchleuchtet, das Ungeheuer undurchsichtig macht: »An

22 Hier ist also doch die urbane Nachahmung Thema, mit einem materiellen Mittler (dem Film) als konkretes Übertragungsmedium. Entsprechend bringt Latour das Mauss'sche Beispiel unter der Überschrift an, dass Mauss »dasselbe Soziale wie Tarde [skizziert]« (Latour 2010a: 363) habe.